

nis), dann dürfen wir Christen annehmen, daß unsere eigene tatkräftige Hilfe am Menschen in etwa Jesu Wunderwirken fortsetzt.

Mit seinem Nachwort will Schierse zur „privaten“ Meditation der Wunderberichte ermuntern, indem er auf Ignatius von Loyola verweist, der in seinem Exerzitienbuch die Wunder Jesu unter die „Mysterien des Lebens Jesu“ eingereiht hat, dazu bestimmt, uns die Gestalt des Herrn nahezubringen. „Da wir die Schrift im Auftrag und aus der Hand der Kirche lesen – dies gilt sogar für den ungläubigen Bibelleser –, spenden wir uns durch die Meditation gleichsam selber ein Sakrament der Christusbegegnung“ (134 f.). Worauf es ankäme, wäre ein rechtes Einspielen unsererseits in die vom Geist Gottes inspirierten, dichterisch überhöhten Wundergeschichten, eine lebendige Identifikation mit ihren Personen, mit denen sowohl, die geheilt werden, als auch mit dem, der das Heil schenkt, mit dem „Heiland“. Das sollte uns einüben in den Dank derer, die Heil empfangen haben, und in das Tun derer, die das empfangene Heil weiterzugeben haben. „Jeder Getaufte hat Heil empfangen, um anderen Heil bringen zu können, und jeder Ungetaufte, der

seinem Nächsten Heil bringt, bezeugt durch sein Handeln, daß ihm Heil widerfahren ist“ (136 f.).

Zum Stand der gegenwärtigen Wunder-Jesu-Diskussion wäre demnach zu sagen: Jesus war ein Wundertäter; es ist aber nicht leicht, die einzelnen Wundertaten zu rekonstruieren. Denn die Wundergeschichten des Neuen Testaments sind bereits Verkündigungstexte, die sich mehr oder weniger von den historischen Ereignissen entfernt haben. Eindeutig ist jedoch die Interpretation, die Jesus seinem Wunderwirken gegeben hat: es ist Anzeichen des den ganzen Menschen und seine Welt heimsuchenden Heilswillens Gottes. Davor jedoch, daß wir das vorläufige Heil dieser Welt mit dem endgültigen Heil kurzzeitig verwechseln und so wiederum das Wunderbare dem vorziehen, der *das Wunder ist* und uns durch seine Wunder nur auf sich vorbereiten wollte, will uns die an Wundergeschichten so reiche Bibel selbst bewahren, wenn sie uns sagt: „Nicht darüber freuet euch, daß die Geister euch untertan sind; freuet euch vielmehr, daß eure Namen in den Himmeln (= bei Gott) aufgeschrieben sind“ (Lk 10, 20)!

Günther Schiwy SJ

Reinhold Schneiders Vermächtnis

„Ich wage von keinem Genie zu sagen, daß es zu früh gestorben sei; von keinem, daß es seine Leistung nicht abgeschlossen habe. Das Geheimnis ist viel zu groß.“ Dieses Wort aus Reinhold Schneiders Wiener Tagebuch, dem umstrittenen „Winter in Wien“ (1958), soll diesen Ausführungen voranstellen und – 10 Jahre nach des Dichters Tod (6. April 1958) – vor verfrühten Urteilen warnen. Denn zehn Jahre bedeuten erst wenig Distanz und Ruhm oder Vergessenheit noch keinen gültigen Maßstab über Wert und Nachwirkung eines dichterischen Lebenswerks. Es gilt also, auf das Wort „Geheimnis“ zu achten.

Reinhold Schneider (1903–1958) hat eine gewisse Vorahnung eines frühen und baldigen Todes in den letzten Lebensmonaten mehrmals ausgesprochen. Er hielt sein Werk für

abgeschlossen. Seinen Aufzeichnungen in Baden-Baden, dem „Balkon“ (1957), setzte er das Paracelsus-Wort voran: „Die werkh zeigen an, das die Arbeit uss ist.“ Das „Geheimnis“, das zwischen Werk und Tod eines Dichters obwaltet, verweist uns auf dessen Sendung, seinen schriftstellerischen Auftrag. Reinhold Schneider betrachtete die Frage nach dem spezifischen Auftrag eines Dichters als notwendige Ausgangsbasis einer gerechten Würdigung: „Wollen wir einen Künstler würdigen, so kann es sich nur um das eine handeln: ob er seine Sendung bewußt oder unbewußt ergriffen hat und ob er ihr treu geblieben ist.“

Unsere Aufmerksamkeit müßte sich demnach auf Schneiders Sendung als Mensch und Christ sowie als Dichter und Schriftsteller

konzentrieren. Der Höhepunkt seines Wirkens liegt – vom ganzheitlichen, nicht einzig vom literarisch-ästhetischen Standpunkt aus betrachtet – in seinem tapferen Wirken während des nationalsozialistischen Terrors und des Zweiten Weltkriegs. Sein Name bleibt mit dem inneren Widerstand gegen das Dritte Reich verbunden. Es scheint, als ob er gerade auf dieses Wirken hin vom Geist Gottes vorbereitet worden sei. Denn auch vorher hatte er als Dichter nie einem bloß ästhetischen Spiel, dem Spiel mit Wort und Form, Laut und Klang gehuldigt. Seine unablässigen Versuche, der strengsten Form in Lyrik und Kleinelik, dem Sonett und der Novelle, gerecht zu werden, lagen im Willen des jungen Mannes begründet, die anderswie nicht zu bewältigende Tragik, das Beängstigende, ja das Böse und Dämonische im eigenen Leben und in der erlebten Geschichte zu besiegen und zu überwinden. Er folgte damit nur einem uralten Drang der Menschheit. Schon immer besaßen Kunst und Gestaltungskraft dieses Ziel: das Chaos durch die Form zu bezwingen und es der Ordnung des Geistes zu unterwerfen. Reinhold Schneider hatte die Formvollendung als Sonetttdichter eben erlangt, als die Zeit gekommen war, das „Wort der Stunde“ zu sprechen. Er war auch religiös-seelisch bereit – er hatte noch vor dem Ausbruch des Krieges zum Glauben und zur Kirche zurückgefunden – und vermutete nun zahllosen Menschen die Zeichen der Zeit zu deuten und den Verzweifelnden und vom Leid Gebeugten Trost, Kraft und Lebensmut zu schenken. Diese religiöse Zielsetzung wurde zur inneren Form seiner Sonette: „Jetzt ist die Zeit, das Kreuz des Herrn zu lieben / Und auszufüllen jeden unsrer Tage / Mit Opfer und Verzicht und heißen Bitten.“

Für große geschichtsdeutende Werke – sie hatten einst seinen schriftstellerischen Ruhm begründet – war die Kriegszeit nicht günstig. Günstig war diese Notzeit aber für Gedichte und Erzählungen, für die Dichter-Essays und für kleine religiöse Aufsätze, für die Vater-unser-Auslegung und den „Kreuzweg“. Es gehört zur menschlichen Größe Reinhold Schneiders, seine ästhetisch-literarischen und wissenschaftlichen Ambitionen dem Dienst am

Mitmenschen, am Volksganzen, an der Lebensgemeinschaft hintanzustellen. Er besaß als Mensch und Christ, als Künstler und Dichter eine charismatische Gabe und Sendung. So wurde er zum christlichen Dichter. Es war ihm gegeben, seelsorgerlich, priesterlich zu wirken, mit seinem dichterischen Wort zum Wort Gottes hinzuführen, zum ewigen Logos, zu Christus. Er suche „keinen neuen Gedanken“, betonte er damals, „sondern den Dienst am Geoffenbarten“. Das deutsche Volk, das sein Wirken als Tröster und Mahner, als Bekenner und „Prophet“ erfahren durfte, hat es ihm zu danken gewußt und dankt es ihm noch heute.

Mit der Not der Zeit erlosch auch die Sendung des „Propheten“, erlosch scheinbar auch die Formkraft des Dichters. In einem Brief aus dem Jahr 1953 bekannte der Dichter: „Seither (seit dem Kriegsende) habe ich kaum mehr Verse gemacht. Ich fühle keinen Auftrag dazu. Und ohne Auftrag kann und soll ich nichts tun.“ Wohl war Schneider nochmals eine schöpferische Periode vergönnt, 1949 bis 1952: die Periode der Dramen („Der große Verzicht“, „Innozenz und Franziskus“, „Zar Alexander“ und andere). Nochmals konnte er die beängstigend in der Seele aufsteigenden und wuchsenden Spannungen bändigen und formen. Es gelang ihm, das unabweisbar tragische Scheitern und die dennoch notwendige Existenz des Christen in dieser Welt dramatisch zu gestalten. Die dichterische Kraft reichte auch noch für autobiographische Schriften: „Verhüllter Tag“ (1954) – übrigens der beste Einstieg zum Verständnis von Persönlichkeit und Werk des Dichters – und „Der Balkon“. Beide Bücher sind von hohem ästhetischen und geistigen Wert. Im „Balkon“, den Heiterkeit und Humor verklären, steht ein Satz, der zwar auf Georg Herwegh gemünzt ist, mit dem der Dichter aber auch den Schlußstrich unter sein eigenes politisches Engagement nach dem Krieg gezogen hat: „Nun, über die politische Inkompetenz der Poeten ist kein Wort zu verlieren. Was soll man mehr von ihnen verlangen als einen schönen Vers?“ Diese unbeschwerte Selbstironie mag uns erheitern, sie kann uns aber nicht hindern, jene Lebensetappe Schneiders unter dem

Gesetz seines wachen Gewissens und der Verantwortung dem eigenen Volk gegenüber zu sehen. Man verlangt von den Dichtern nämlich mehr, man verlangt ein literarisch gültiges Werk, darin Welt und Leben integriert sind. Aber sie müssen die Sendung dazu besitzen, die – wie wir eingangs hörten – ihr Geheimnis ist. Ob sie für „Winter in Wien“ noch vorhanden war? Oder bewirkte es einzig die allzu weit fortgeschrittene Krankheit – Reinhold Schneider hat seit seinem 35. Altersjahr seine Werke einem kranken und müden Körper abgerungen –, daß er dem Zerfließen von Form und Gehalt, dem Andrang der Ideen, der Anfechtungen und Ängste zu wenig Widerstand und Gestaltungskraft entgegenzusetzen vermochte? Die Tagebuchform war dem explosiven Stoff und der Resignation aus unendlicher Müdigkeit nicht gewachsen.

„Pfeiler im Strom“ (1958), noch vom Dichter selbst zusammengestellt, verriet wiederum den Stilisten, den Denker und Deuter, der seine Anliegen in Essay, Skizze und Feuilleton zu formulieren wußte. Die zahlreichen Nachlaß-Veröffentlichungen (mit den Briefbänden ein gutes Dutzend) haben den Rang Schneiders bestätigt, doch keine Neuentdeckungen gebracht, es sei denn, man rechne „Innozenz den Dritten“ (1960) zu ihnen. Sie hielten das Andenken an den Dichter wach. Das gilt auch von den Taschenbuchausgaben einzelner Werke. Vermochten sie das geistige Bild Reinhold Schneiders der heute studierenden Jugend einzuprägen?

Gleich nach dem Tod des Dichters hat Josef Rast seine innere Gestalt gezeichnet: „Der Widerspruch. Das doppelte Antlitz des Reinhold Schneider“ (1959). Später, 1965, erschien Maria van Looks Buch „Jahre der Freundschaft mit Reinhold Schneider“ und brachte uns den Menschen nahe. Fünf Dissertationen, zum Teil veröffentlicht, haben sich Reinhold Schneiders Lyrik, seiner politisch und pädagogisch relevanten Ideen sowie seiner Geisteswelt und Literaturbetrachtung angenommen. Hans Urs von Balthasars Buch „Reinhold Schneider. Sein Weg und sein Werk“ (1953) bleibt nach wie vor die grundlegende Arbeit über den Dichter und sein Schaffen. Die fünf

Briefbände mögen alle ihre Verdienste und Werte besitzen, aber sie kranken – das wird uns nach und nach bewußt – an mangelnder Sichtung und Auswahl. Weil man das ganze Briefwerk des Dichters noch nicht übersieht, wird Stückwerk veröffentlicht. Kein Mensch kann einem Dutzend Briefpartner zugleich das Innerste mitteilen, auch Reinhold Schneider nicht. So bleiben viele seiner Briefe belanglos. Wo sich überdies Aussagen wiederholen, nimmt das Interesse des Lesers ab.

Das Reinhold Schneider-Archiv in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe steht der Forschung offen. Für 1969 plant diese Bibliothek eine Reinhold Schneider-Ausstellung. Eine Bibliographie, die möglichst alle Schriften des Dichters und die Literatur über ihn erfassen möchte, kann wahrscheinlich bald in Druck gegeben werden. Somit könnte die eigentlich wissenschaftliche Arbeit anlaufen. Was allerdings noch fehlt, ist eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Sie heute schon anzustreben, dürfte man keine Mühe scheuen, d. h. die Verlage des Dichters müßten sich zusammentun und diese Frage abklären. Die Anregung zur Gründung einer Reinhold Schneider-Gesellschaft sei auch an dieser Stelle wiederholt. Es wäre ihre Aufgabe, die zerstreuten Freunde des Dichters zu sammeln, die disparaten Anstrengungen um sein Werk zu koordinieren und in einer wissenschaftlich orientierten Spitze der Forschung Impulse zu geben. Gerade der wissenschaftlichen Sichtung des Werks bleibt noch viel zu tun. Es sollte vor allem in formaler und sprachlich-stilistischer Fragestellung – nicht nur in inhaltlicher wie bisher – angegangen werden. Welche Erzählungen Schneiders kann man z. B. Novellen nennen? Als Essayist müßte er erst noch entdeckt werden. Die literarische Leistung seiner großen geschichtsvisionären Bücher gälte es hervorzuheben.

Warum bemühten sich bisher die Literaturwissenschaftler so wenig um Reinhold Schneider? Ich glaube, weil sein Werk sehr umfangreich ist, und in weltanschaulich-religiöse Tiefen führt. Es kann durch formale Analysen allein nicht bestimmt und eingeordnet werden. Die künstlerischen Schriften von jenen mit eher erbaulichem Charakter zu sondern

ist schwer, wenn nicht unmöglich. Immerhin ist zu sagen, daß einige Dramen und geschichtsvisionäre Bücher sowie mehrere Erzählungen, Essays und Gedichte Schneiders meines Erachtens zur großen Literatur des 20. Jahrhunderts gehören. Literaturkenner fühlen sich oft nicht kompetent, im literarisch-theologischen Grenzgebiet gültige Aussagen zu machen, weshalb sie lieber schweigen. Es ist ein ehrfurchtsvolles Schweigen, das den Gesendeten dennoch verschweigt.

Erstaunlich dann, wie oft der Name des Dichters im heutigen geistigen Gespräch auftaucht. Sein Wirken hat dieses Gespräch im allgemein geistigen wie im christlichen und innerkirchlichen Raum vorbereitet. Er besaß und vertrat, man müßte es einmal näherhin zeigen, bereits zu Papst Pius' XII. Zeiten den Geist und die Richtung eines Johannes XXIII. und des Zweiten Vatikanums. Daß ihm wahrscheinlich mehr evangelische als katholische Freunde die Treue hielten und halten, ist bedeutungsvoll für die heutigen und späteren ökumenischen Bestrebungen. Seine Verankerung in der abendländischen Geschichte und in der gesamteuropäischen Geistigkeit könnte dem mühsamen Ringen um die Einheit Euro-

pas voranhelfen. Sein persönliches Erlebnis der Glaubensanfechtungen und der „Dunklen Nacht“ kann auch das unsere werden. Dann sollte man sich erinnern, wie tapfer sich der todmüde Dichter in demütigem Gebet durchgerungen hat bis zu jenem Licht-Erlebnis, das ihn – nach Maria van Look – ausrufen ließ: „Jetzt ist mir alles durchsichtig und klar.“

Unsere letzte Frage wäre demnach nicht die, ob Reinhold Schneiders Werk den Anforderungen literarischer Kritik und unserer Zeit gewachsen sei, sondern ob *wir* vor Reinhold Schneider zu bestehen vermögen, vor der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens, vor der Güte und dem Reichtum seines Herzens, vor dem Ernst und dem Verantwortungsbewußtsein, mit dem er seine dichterische und christliche Sendung ergriffen hat, vor dem Menschenbild seines Werks. Wenn man im großen hellen Katalog- und Arbeitsraum der Badischen Landesbibliothek zu Karlsruhe Albert Schillings Porträtbüste des Dichters gegenübersteht, wird man sich der Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit bewußt. Wie sagte Reinhold Schneider? „Das Große bleibt, und was zur Form erhoben, / Es wird das Ungestaltete besiegen.“

Bruno Scherer